

ANNETTE JANTZEN

Echokammer oder Resonanzraum?

Vom Verdorren der Liturgiesprache trotz reicher biblischer Quellen

Die Gottesbilder, die im katholischen Gottesdienst zur Sprache kommen, haben ihren Bildcharakter weitgehend verloren und werden oft geradezu mit der Wirklichkeit Gottes gleichgesetzt. Die Folge ist eine kaum noch resonanzfähige Gottesrede, die durchgehend männlich gegendert ist und entsprechende Ausschlüsse produziert. Der biblische Befund aber, der doch die Basis dieser Gottesrede sein sollte, stellt sich deutlich differenzierter und diverser dar. Ihn ernst zu nehmen, anstatt ihn mit den Vorannahmen einer struktursichernden Kirchendisziplin zu lesen, hätte deutliche Folgen für die Gegenwartsfähigkeit der Kirche. – *Dr. Annette Jantzen*, Studium der katholischen Theologie in Bonn, Jerusalem, Tübingen, Strasbourg; Promotion im Fach Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Tübingen; derzeit tätig als Frauenseelsorgerin im Bistum Aachen. Veröffentlichungen im Bereich Genderfragen und Liturgie: *Gotteswort, weiblich. Wie heute zu Gott sprechen? Gebete, Psalmen und Lieder*, Freiburg/Br. 2022; *Glaubensworte, weiblich. Biblische Auslegungen und Gebete für heute*, Freiburg/Br. 2023; www.gotteswort-weiblich.de

Anders von Gott reden: Das ist eine Einladung und eine Problemanzeige zugleich. Denn wenn es ein ‚anders‘ gibt, dann muss es auch ein ‚normal‘ geben. Und tatsächlich gibt es eine normale, normierte Gottesrede. Diese ist so dominant, dass sie gar nicht mehr als begrenzte, partikuläre Gottesrede erkennbar ist. Doch natürlich ist sie das, wie alle menschliche Gottesrede. Diese Gottesrede setzt sich nicht nur selbst zur Norm, sie normiert auch die Möglichkeiten der Glaubensaneignung für alle, die sie hören.

Die Liturgie sei Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens, lehrt das Zweite Vatikanum in der Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* Nr. 10 – der Text ist dabei nicht ganz klar darin, ob er die Liturgie mit der Eucharistiefeier gleichsetzt oder sie in einem weiteren Sinn verstehen will. Die engere Lesart unterdessen prägt die liturgische Werteskala vieler Amtsträger, die wiederum mit ihrem Selbstverständnis eng verbunden ist. Das ist nur eines von vielen Beispielen, in denen die Texte des II. Vatikanischen Konzils vorsichtig Türen in eine größere Weite geöffnet hatten, die in der Umsetzungsgeschichte nach und nach erst leise, dann mit immer mehr Nachdruck wieder geschlossen wurden. Denn auch die repressiven Lesarten lassen sich aus den Texten selbst begründen.

1. Grenzen christlicher Gottesrede in der Liturgie

In der Liturgie also, Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens, hat die christliche Gottesrede ihren prominentesten Platz. Hier müsste das Gottesgeheimnis sprachlich zum Leuchten gebracht werden. Hier müsste stockend

durchbuchstabiert, aufatmend bekannt oder in geteilter Freude gesungen werden, dass wir ausgesetzt und gottgeborgen zugleich sind. Dass die Wirklichkeit, die wir Gott nennen, näher als zum Greifen nah und doch nur in einer Bewegung des Sich-Überlassens erreichbar ist, auf eine Weise, die immer auf Deutung angewiesen bleibt.

Zur Grammatik der Gottesrede gehört, dass die Möglichkeit des impliziten oder expliziten Bekenntnisses „Ja, ich glaube“ nur dann Sinn und Würde hat, wenn es auch die Möglichkeit der Verneinung gibt. Auf den philosophischen Begriff gebracht: wenn es die Möglichkeit gibt, sich in Freiheit ins Verhältnis zum Unbedingten zu setzen und sich in dieser Setzung die eigene Identität anzueignen. Die Gottesrede darf deswegen nicht alternativlos sein, sonst wäre sie pure Überwältigung, die dann auch gar kein sprechendes Subjekt, kein Ich, mehr bräuchte. Die Nennung ‚Gott‘ hat also immer auch Vorschlagscharakter.

Die Liturgie (wörtlich übersetzt: öffentlicher Dienst) muss darum die Möglichkeit eröffnen, diesen Vorschlag anzunehmen, und zugleich eine Distanz wahren, die den Mitfeiernden Freiheit ermöglicht. Sie muss einen (Sprach-) Raum eröffnen, der den Mitfeiernden das Sich-Überlassen ermöglicht, also einen Raum für Resonanz und Verbundenheit. Zu manchen liturgischen Gelegenheiten ist das relativ leicht, weil sie anlassbezogen sind und Anwesende in ähnlicher Disposition zu erwarten sind, wie etwa bei Lebenswende feiern in hellen wie in dunklen Stunden. Auch dann aber und noch viel mehr in äußerlich anlasslosen Liturgien eröffnet insbesondere die Gottesrede der vorgegebenen Texte nur sehr bedingt einen Sprachraum, in dem Resonanz entstehen kann. Das gilt natürlich für Eucharistiefeiern, bei denen Gebete, Textauswahl und verwendete Übersetzungen vorgegeben sind. Das gilt aber auch für andere Liturgien, weil es offizielle, eingebürgerte oder sogar eingeschliffene Vorlagen, Vorgaben, Formeln und Floskeln gibt. Sie zu variieren, kann eine echte Kraftanstrengung sein. Das gilt umso mehr, je weniger die Liturgin oder der Liturgen durch Amt oder Arbeitsvertrag als dazu berechtigt angesehen wird und darum mit dem Vorwurf des liturgischen Verstoßes oder der unangemessenen Gottesrede eingeschüchtert werden kann. Auch für hauptamtliche pastorale Mitarbeiter:innen kann das im Kontakt mit einem wenig aufgeschlossenen dienstvorgesetzten Kleriker durchaus schwierig sein. Das Framing von Räumen, die sakrale von profanen Bereichen trennen, das Framing von Büchern mit vorgeschriebenen Texten, in denen kein Gebet mit Autor:innen-Angabe versehen ist, als wären sie vom Himmel gefallen, das Framing, das allein deren Aufmachung in Papierqualität, Schrift und Farbe bedeutet, und natürlich das Framing von Gewohnheiten und eingeübten Sprachspielen wirkt ausgesprochen stark. Von diesen vorgegebenen Ausdrucksformen in Raumnutzung und Sprache abzuweichen, ist dementsprechend schwer. Und es ist umso schwerer, je angefragter eine Liturgin, ein